

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kriegsbriefe gefallener Studenten

Witkop, Philipp

München, 1929

Ludwig Finke, stud. iur., Freiburg [...]

[urn:nbn:de:bsz:31-324269](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324269)

Ludwig F i n k e , stud. iur., Freiburg,
geb. 20. Juli 1893 in Münster i. W.,
gef. 9. Mai 1915 vor Neuport.

19. Dezember 1914.

Warmer Seewind streicht leise rauschend durch die blattlosen Kronen der schlanken Bäume und schlägt einem fast den Atem in die Lungen zurück. Wie lange marschieren wir schon in die stille Mondnacht? Reiter auf der Landstraße. Ein Trupp vertriebener Bewohner zieht fast lautlos vorbei. Kinder wimmern leise, die Erwachsenen schleichen hohlwangig, weißhaarig, mit abgestumpften Gesichtern. Wir nähern uns der Schlachtfront. Zerbrochene Wagen, Munitionskarren. Hier und da ein toter Gaul. Der streckt die Beine weit von sich und der Hals wühlt sich in den sumpfigen Wiesengraben am Weg. Dann die toten Krieger.

Fern loht ein brennendes Gehöft. An einem zerschossenen Gebäude ein weitansholender Erdaufwurf, fern in der Ebene verschwimmend. Jetzt sind wir da. Eine halbe Stunde, und die Deckung ist instand gesetzt. Alles ruht vom Marsche. Nur der jeweilige Posten späht, das Gewehr im Arm, scharf in das falbe Flimmern und Leuchten über der Ebene. Aber nichts regt sich. Das tote Vieh auf der Weide ist ja still wie die ausgestorbenen Gehöfte. Eine ruhige Nacht im Schützengraben.

Ein Morgen mit leuchtenden Farben ist über dem fernen Waldstrich aufgegangen. Dunkle Regenwolken, denen die Sonne die Ränder purpurn und golden säumt, jagen im Morgenwind. Und in die kalten, steifen Glieder kriecht langsam die Wärme des kommenden Tages. Ich recke und strecke mich ein wenig, aber ein auf meine Helmspitze wohlgezielter Schuß, der mir den Sand ins Gesicht wirft, mahnt mich, sitzenzubleiben.

Derweil beginnt der Chor der Artillerie auf beiden Seiten. Lauter und lauter kracht's, dazwischen das Summen und Pfeifen in der Luft. Da, ein Krachen und Splintern in den Ziegeln des Hauses, 10 Meter von unserer Stellung. Das war der erste Gruß. Und dann das langsame Suchen der feindlichen Artillerie nach uns, dieses sichere, ruhige Sichnäherfressen der Granaten, das die Nerven aufreizt, daß sie zittern wollen wie Edelpferde, die plötzlich nahebei den scharfen Knall der Peitsche hören. Aber ruhig bleiben, ruhig! Laß die Steine und die Erde nur auf den Zeltvorhang rollen, die Schrapnellkugeln oben auf die Deckung trommeln und drüben in den Dachziegelnestern rumoren! Ich luge vorsichtig hinaus. Die Luft ist stickig von Gasen, weiße Wölkchen in der

Luft und der scharfe Einschlag der Granaten dazwischen. Horch, die war nicht weit, die Erde der Deckung bröckelt und die Splitter sausen. Man gewöhnt sich bald an das Ganze und steckt sich eine Pfeife an. Die schmeckt noch — ergo alles gut. Laß sausen, was sausen mag. Schon werden die Einschläge feltener, das Duell ist vorüber.

Abend. Durch den Wald rauscht der Regenschirm, klatschen die schweren Tropfen. Wir hasten durch das Stammwerk. Die Offiziere treiben. Warum wohl? Plötzlich stockt die Kolonne. Leises Rauschen vorne: Wasser. Es kam plötzlich. Aus dem Boden quoll es. Die See bricht wieder ins Land. Knietief geht es durch das Wasser, dann bis zum Leib, dann wieder bis zum Knie. Der Mantel wird schwer. Einer hat die Stiefel verloren. Weiter! Regenböen verdüstern das Abendgold. Da strauchelt einer und stürzt in die Wasserfläche. Fläche, leises Lachen, die Komik der ernststen Augenblicke. Kameraden helfen. Dann geht's durch knietiefen Acker Schlamm. Die Beine wollen steckenbleiben; aber raus müssen sie doch, so sehr sie fürs Dableiben zu sein scheinen. Hinter uns schließt sich der Schlamm wieder. Und die Wasserfläche kräuselt sich im Wind. Der pestige Hauch des Seewasserschlammes klemmt die Lungen.

In einem Stall mit durchlöchertem Dach, durch das der Mond fahl und süßlich scheint, einige Stunden Raft. Man liegt, ob neben Pferden oder Menschen, das weiß man nicht. Auch nicht, wie lange man liegt. Die Füße haben längst das Gefühl verloren. Wie wir weiterziehen, steht der Mond am Himmel, Kanonendonner dröhnt durch die Nacht. Keiner weiß, geht es wieder gegen den Feind, geht es zurück? Man marschieret nur. Allmählich wird der Lärm immer schwächer. Und wie die Sonne aufgeht, dröhnt's nur aus weiter Ferne.

Roulers, 26. Dezember 1914.

Mit dem heiligen Abend gingen zwei furchtbare Tage zu Ende. Achtundvierzig Stunden hatten wir da des Schrecklichen hinter uns. Ich habe manche Minute, die Hände um das Gewehr gefaltet, ein Gebet zu den Sternen hinaufgeschickt. Daß wir heimkommen würden, glaubte keiner mehr. Aber gefürchtet habe ich mich nicht. Ich dachte nur: Gott lenke, wie es gut ist! Und dann das Gefühl: Könnte man nur selber etwas tun!

Ich wurde am 23. zum Essenholen kommandiert. Wie ich wiederkam, hatte ein Volltreffer meine Deckung zerschlagen. Mein Sitzkamerad Henn, bis an die Hüfte im Regenwasser, war tot; der Schädel durch, und ein Splitter im Rücken. Er saß noch wie eine Viertelstunde vorher, als ich ihn verließ, das Gewehr im Arm. Mein lieber Nachbar, Freund F hatte zwei schwere

Verletzungen. Im ganzen an Toten 8 und Verwundeten 37 Mann (von 85) verloren!

Da ich durch diesen Volltreffer deckungslos war, tat ich mit dem Feldwebel, meinem Unteroffizier und vier Mann das einzig mögliche: schanzen. Raus aus dem Graben und Bohlen zusammengeschiebt. Das Gewehrfeuer regte keinen von uns mehr auf; denn daran gewöhnt man sich. So arbeiteten wir im Mondschein wie die Pferde; Schaufel an Schaufel, Bohlen dazwischen. Und dabei doch die Gewißheit: Ein Volltreffer auf die Deckung, und alles ist umsonst. Aber es ist wenigstens Arbeit, und Mut erfordert sie auch. Dann werden noch die Drahtverhaue fertiggemacht, die die Pioniere liegen ließen. Nun noch Flinte schußfertig und den Toten die Marke abgenommen. So bricht der Bescherungsmorgen an.

Den ganzen 24. lagen wir in der Deckung. Der Feldwebelzugführer lag neben mir. Wir rauchten andauernd und zählten die Schüsse. Der Feldwebel war in Südwest, hat seit dem 8. August alles mitgefochten, ist beim Todessturm auf Dignuiden dabei gewesen und im Granathagel an der Hser. Aber das achtundvierzigstündige, mit kurzer Nachtruhe unausgesetzte Granatfeuer in den Schützengräben mit Volltreffern sei bis jetzt nicht dagewesen. Als ich die Meldung vom Tode unseres Kompagniechefs über die Strecke, auf der alles tot und verwundet war, weiterbeförderte, erhielt ich einen leichten Splitter auf den Helm. Mein Gewehr ist zertrümmert. Ich holte das Gewehr eines toten Kameraden.

Dann kam die sternklare, heilige Nacht. Das Schreien der Verwundeten, das Pfeifen der Gewehrkugeln, das Plätschen der Granaten — eine furchtbare Weihnachtsmusik. Endlich, um 2 Uhr, kam die Ablösung. Die Leute waren noch nicht vorn gewesen und regten sich über das furchtbare Gewehrfeuer auf, so daß alles in Unordnung kam. Gott sei Dank, daß die Schurken da nicht gestürmt haben. Wir trabten über die gefrorene Wiese. In dem zerschossenen Dorf traf ich meinen stellvertretenden Kompagniechef, den der Tod seines Vorgängers ganz aus dem Häuschen gebracht. Wir sammelten ein paar Mann und ich führte sie als einziger Wegkundiger aus dem Gefechtsfeld.

Mit welchem Wonnegesühl ich am Weihnachtsmorgen nach stark siebenstündigem Marsch in die diamantglitzernde Winterlandschaft mit der goldroten Sonne schaute, beschreibe ich nicht. Das Leben ist doch herrlich schön. Und Weihnachtserinnerungen! Ich habe Feierstunden gehabt seit dem entsetzlichen Christabend. Wir feiern konzentriert. O du fröhliche, o du selige! und es schneit draußen! Jetzt wird Grog geholt und auf Dein Wohl getrunken — und morgen geht's wieder vor. Leb' wohl, ich danke Dir für alles.

Wilskerke bei Middelkerke, 22. Februar 1915.

Lieber Kamerad! Ich sitz' am Hochaltar einer schönen, großen Dorfkirche. Auf dem Chorstuhl liegen die Reste meines Abendessens. Als Schreibpult dient der Altar, zu dessen Füßen ich in meiner Decke auf Stroh liege und traumlos schlafe, wie wir wegmüden Soldaten schlafen — so lang wir können. Die Kompagnie liegt in der Kirche & . . ., die Bilder und Schnitzfiguren, sie schauen so seltsam traurig auf einen herunter! . . . Ich dulde in meiner Ecke hier oben keinen rohen Soldatenscherz — müssen wir die Kirche benützen, so kann das anständig geschehen! Ich habe all die herumliegenden wertvollen Sachen, die man mich von Jugend auf als heilige hat verehren gelehrt, in stiller Feierabendstunde gefaltet und geordnet, verwahrt und dem Bataillonschef ans Herz gelegt. Wir wollen keine Vandalen sein . . .

Das Sonnenlicht fällt in warmen, samtartigen Farbönen durch die gemalten Fenster. Der Soldat kann sich nicht satt daran sehen. Das Dorf ist klein, im Bereich der schweren feindlichen Artillerie, weshalb abends kein Licht brennen darf. Die Hälfte aller Bewohner sitzt als signalverdächtig alle Abend von 6 Uhr ab im Wachtlokal interniert. Auf der Wiese hinter der Kirche liegt ein blindgegangenes Geschöß, eingezäunt wie ein bissiger Hund. Ein Ungetüm von faszinierender Unheimlichkeit. Man muß immer wieder hinsehen! So ein Kloben! Sonst ist's so friedlich hier! Im Garten des zerschossenen Pfarrhauses blühen Schneeglöckchen. Ich lege Dir welche in den Brief. Vögel singen, der Pflug geht durch die Wiese, Hühner sind in den Ställen. Die Küche steht zwischen den Kreuzen des Friedhofes, die Musketiere liegen auf den Rasenhügeln und singen ihre Lieder — eine eigene Mischung von Lebenslust und Todesahnen! . . .

Kamerad, ich freue mich in letzter Zeit so unbändig aufs Heimkommen. Ob ich's wohl erleb' und heil erleb'? Lange dauern wird's ja wohl — aber einmal! Wenn nur bis dahin nicht allzuviel anders geworden ist daheim und die Kameraden alle noch die alten sind! Sonst komm i gewiß nimmer!

In der Kirche wird's dämmerig. Und ich bin immer müde, so müde! Wer schläft, hat kein Heimweh. Gelt? Betet weiter, daß alles gut bleibe!

Ostende, 19. März 1915.

Durch die einfach vornehmen Säulentorgänge des großen Palasthotels am Strande fegt der eischarfe Seewind wirbelnd weiße Massen von Schneeflocken. Aber der Rennbahn braust's und quirlt's, grau in grau, durch die Säulen pfeift's und klingt's — ein Wintersturm geht über die große Dünen-

stadt, kurz und herb, nicht lang andauernd, schwermütig, wie die Flocken bei uns in den Bergen fallen. Und, wie wir vom Bade heraus wieder in den großen Säulengang treten, lacht die Sonne wieder über den weißen Dächlein der Badekarren, die da auf der Rennbahnwiese aufgefahren stehen — eine ganze tote Stadt von weißen Dächlein, die dem lustigen, sorglosen Leben von ehemals wieder entgegenharren. Da ist auch ein solcher herber, scharfer Wintersturm drüber hinweggegangen.

In den Anlagen vor der Hauptpost blühen die Gänseblümchen, sprießen leise frühlingsahnende Grünblättchen an den Gesträuchen, webt die Sonne um bemoostes Gezweig leichtschimmernde Strahlenbüschel, singen die Vögel über unseren Häuptern. Ein duftendes Frühlingsweben in der lauen Luft. Und auf dem Teich ziehen die Schwäne ihre ruhige Bahn, recken den weißen Hals und schauen den Kindern zu, die am Ufer spielen unter der Aufsicht eines freundlich blickenden Mütterleins von sechzig Jahren. Die Sonne scheint warm auf den Platz, und die Alte lauscht dem hellen Kinderlachen und schaut den Schwänen zu. Würde man nicht die Zeit vergessen und all das Winterleid? Aber schon hallt von fernher der Donner der Geschütze in den stillen Park, und weiße Wölkchen am blauen Lenzhimmel beweisen, daß sie wieder hinter einem Flieger her sind. — Schrapnell um Schrapnell zieht seine Bahn mit dem scharfen, bössartigen Zischen . . .

An den Boulevard von Iseghem stößt die einzige Stelle der „Digue“, die auch der Nichtoffizier betreten und sich dabei am Blick auf den weiten Kanal laben kann. Die schlanken, weißen Leuchttürme ragen blendend in das Himmelsblau. Die Hafensmole liegt still und verlassen, ebenso wie die ganze Strandfläche bis Blankenberge und Zeebrügge. Man hat heute einen weiten, klaren Blick. Die Flut hat eingesezt, Welle auf Welle rollt an den Sand, schäumt und verebbt, jagt sich und tollt wie ein spielendes Kind. Stahlblau, dann wieder seltsam warmbraun, dann schimmernd im Sonnenlichte, dann weiß gekräuselt liegt die weite Fläche vor unseren Augen. Und fern am Horizonte verschwindet der zartschimmernde Saum der Dünenbrandung im samtigen Lila des Mittagshimmels . . .

Wir wandern heim. Die Hotelbauten am Strande sind meist geschlossen. Das Badesleben ist tot. Und doch ist Ostende nicht die Totenstadt wie seine reiche Rivalin, Westende-Bains; zwar sind es meist Soldaten, feldgraue Fronttruppen, „blauer Landsturm“, Matrosen in ihrer fleidsamen Uniform, die die Straßen dicht beleben, die die Läden beschauen, auf den Boulevards flanieren, die Restaurants und Cafés füllen, die allem rasch ein kleines Mäntelchen anheimelnd lockenden Deutschtums überwerfen. Aber schau, dort auf dem Platze,

wo die Regimentsmusik spielt, da promeniert durch die Kurssaalanlagen auch die elegante Dame von Welt, mit dem seltsam herrischen, stolz-fühlen Blick, die Großmutter mit der niedlich kleinen Enkelin — o, was die für hübsche blonde Ringellöckchen hat! — und manche von den Modepuppengestalten, die mit ihren Stöckelschühchen, durchbrochenen (fast kaum wahrnehmbaren) Strümpfen, dem fedden Hut und dem kostbaren Pelz aus irgendeiner Modeschau zu kommen scheint. Ihr Zierhändchen muß sie wegen der deutschen „Barbarenvorschriften“ an der Leine führen. Daher ihr feindseliger Blick, mit dem sie den derben Infanteristen mustert, der ihr so aufmunternd mit der Zunge zuschnalzt, wie wenn er daheim auf dem Tanzboden wäre . . .

Reservestellung Westende-Dorf, 21. April 1915.

Viel Spaß machen mit meine Ausflüge in die Dünen; bewaffnet mit einem Spazierstock, schiebe ich los, immer hübsch freiweg, bis ich an der Düne bin, denn auf der Wiese gibt's Schrapnelle. Erst geht's durch die alten Stellungen; zerschossene Gewehre, leere belgische Tornister hinter jeder Erdwelle, aus der die Kerle vor unseren Seebataillonen ausgerissen sind. Hier und da ein einsames Grab im Heidekraut und Dünengestrüpp mit dem Seebataillonhelm verziert oder mit der verschossenen Matrosenmütze auf dem verwitterten Holzkreuz. Ab und zu ein Bauernhaus inmitten des fruchtbaren Ackerchens, das Haus zerschossen, ausgeräumt, Kleidersegen, Tellerscherven, Unrat in den Stuben und die Keller noch voll Kartoffeln. Die Schränke aufgerissen, Bildchen, Photographien treibt der Wind umher, ein altes flämisches Gebetbuch mit Riesendruck ist alles, was noch heil ist. Den Küchenherd hat eine Granate direkt auf den Kopf gestellt, die Pumpe ist verbeult und der Wind schmeißt die Ziegelscherben vom Dach in die Stube hinein . . .

Dann kommen wir zu dem großen, einsamen Haus am Steinweg in der Düne. Das ist die „Villa Scolaire“. Mächtig muß das Ringen an diesem Platze gewesen sein, von der französischen wie deutschen Seite. Granatlöcher und Eisenspuren, Gewehre, Blindgänger und Zünder, Helme und Käppis, Tornister und Lederzeug. Aber auch Gräber, viele Gräber; die Mariner schmücken sie nach ihrem Geschmack mit Attrappen von Ausbläsern und Blindgängern, Blumen und Glasstücken, Arabesken von Schrapnellkugeln dazwischen oder Tuchstücke und Zierat. „Villa Scolaire“ steht überm Torweg an der Straße von Westende-Bains, und die Reste von Glastafeln zeigen noch die Namen von Stiftern und Gönnern, die sich um das Entstehen verdient gemacht haben. Ich halte es für eine Schulgründung, etwa eine Ferienkolonie, oder eine Art

Schule, wie sie die Klöster haben. Eine Turnhalle findet sich noch, in der ein zerbrochenes Plakat Titlis, Engelberg und Stanserhorn darstellt. Daneben ein großer, heller Raum, eine Menge mittelgroßer Drahtbetten kunterbunt im Schutt durcheinander — ich halte es für einen Kinderschlafsaal. Von der französischen Seite sind ein paar mächtige Breschen in die Mauer geschossen, Rhabarber wächst in den Trümmern . . .

Von „Villa Scolaire“ wandern wir in die Dünen . . . Der feine Sand weht über die Hügel, deren schöne Linien sich wie Alpenschneeberge am blauen Himmel zeichnen. Zuweilen ein Busch Dünenkätzchen mit gelben Blüten — sonst nur der feine, weiße, weiche Sand. Es ist wie eine Wanderung durch die Mulden eines der großen Berner Gletscher, auf und ab, der Sand singt im Wehen und das Meer rauscht . . .

Nahabei wandert man über die Sandhalde zur Küste hinab. Da rollen die Schaumkrönchen auf der stahlblauen Flut zu unseren Füßen her, weit spannt sich der wolkenlose Frühjahrs Himmel über dem weiten Wasser. Es rauscht und plätschert, der wandernde Sand singt und sirt, die Sonne liegt in Mittagsglut über der Düne, wo es so schön still und einsam ist. Und der Sturmvogel schießt über die weißen, leise welligen Kuppen herauf und stößt dann hinaus in die ferne See. Wer da mit könnte!

Middellkerke, 28. April 1915.

Wir haben hier 3 Monate des üblichen Stellungskrieges hinter uns. Tage der Ruhe und des behaglichen Landlebens in den Reservestellungen, Tage des furchtbarsten Granatfeuers vorne, oder gefährvolle Stunden eines Feuerüberfalles seitens feindlicher, marokkanischer Infanterie, die glänzend schießt und mich, solange ich noch als Gefechtsordonnanz unterwegs war, oft böse befunkt hat. Revolverkanonen, Minen, Gewehrgranaten, alles haben wir zur Genüge gehabt. Und manchen frischtröhlichen Kameraden deckt heute der weiße, weiche Sand der Düne. Ich habe das Meer gesehen, wenn der Sturm darüber ging und der Nebel wogte; wenn die Goldsonne darauf lag, hab' ich von der Düne aus drüber hingesehen, und wenn das flammende Abendrot im Westen aufkam. Manche famose Streife habe ich „außerdienstlich“ durch die weiten einsamen Dünenberge gemacht, trotz feindlicher Schrapnells und Flieger und Kanonenboote. Und wenn der Sturmvogel auf die See hinausstieß, dann hab' ich oft gewünscht, ich könnte mitfliegen, der Sonne, dem Vergessen zu. Sind nicht die weißen großen Berge daheim schöner als selbst die sonnigste Düneneinsamkeit? Können mir die blühenden Buschkätzchen, die Blumen in den Gärten der

zerschossenen Häuserruinen den Blütenfrieden daheim ersehen? Und wenn mir abends die Post in den Graben die Briefe bringt, und ich stehe und lese beim Glutn des Lenzabends . . . die innigen Worte . . ., dann hat man halt doch Sehnsucht nach dem Frieden, nach daheim, und den fernem Stunden seligen Glücks — ach, was liegt alles schon dazwischen und was wird noch kommen? — Aber, wenn dann wieder die Gewehrkugeln um die Deckung pfeifen, und das erste düstere Grollen die Grüße der sichertreffenden (wohl beinahe unübertrefflichen) französischen Kanonen ankündet, dann faßt die hartgewordene Hand krampfhaft nur das Gewehr. Werden sie heute endlich kommen? Das Harten macht nervös, ein Angriff wäre Erlösung. Und doch weiß jeder, daß nur wenige in den vorderen Stellungen ihn überleben können. Es ist eine seltsame Sache, so eine Abendstimmung auf dem blutigen, zerstampften Feld vor Lombartzyde, groß und schön und zugleich doch wieder so wehmütig und traurig . . . Etwa 90 Mann haben wir in den „belanglosen“ Stellungskämpfen in den paar Wochen verloren. Wofür? Für nichts. An mir selbst ist's ein paar mal nahe genug vorbeigegangen. Es ist kein frohes Gefühl, die Reste der Kompagnien zu sehen. Von denen, die Weihnachten mit mir nach Bizschote rückten, bin ich bald allein übrig. —

„Haltet die Ohren steif, jetzt kommt die Reihe an Euch“, pflegte mein armer Offizierstellvertreter und Papa Zugführer zu sagen, als ihm die Granate den Rücken aufgerissen hatte und ich bei ihm im Unterstand saß, bis die Sanitäter ihn wegtrugen. Ob er recht hat? Das Schwerste kommt ja erst noch . . . Heute haben wir das erstemal nicht abgelöst. Wir waren zwar mehrmals alarmiert und sind zweimal hier in M. von Kanonenbooten stark beschossen worden . . . Trotzdem rückten wir heute zum ordnungsmäßigen Termin nicht nach vorne. Ruhe? Ich glaube nicht daran! Zur Verfügung des Generaloberkommandos? Ich glaube, wir kommen vielleicht nach Ypern, Dixmuiden oder Drie Graachten! Wer weiß? Unverschämt gesund ist man, und futtert, sauft und raucht wie in den besten Tagen. — Du bist wieder unfriisch, arbeitsmüde! Schlimm, armer Kerl! Aber Du kannst nit! Das Herz ist nicht schuld daran. [Der Adressat war herzkrank.] Und doch wieder das „Herz“. Verstehst mich? Dir fehlt die Lebensfreude. Die hättest Du hier draußen gelernt, wenn man Dir das Leben hätte nehmen wollen; dann hättest Du gesehen, wie schön es doch ist. Aber auch das konntest Du ja nicht. Armer, armer Kerl! Sind wir Soldaten doch noch glücklicher als Du?